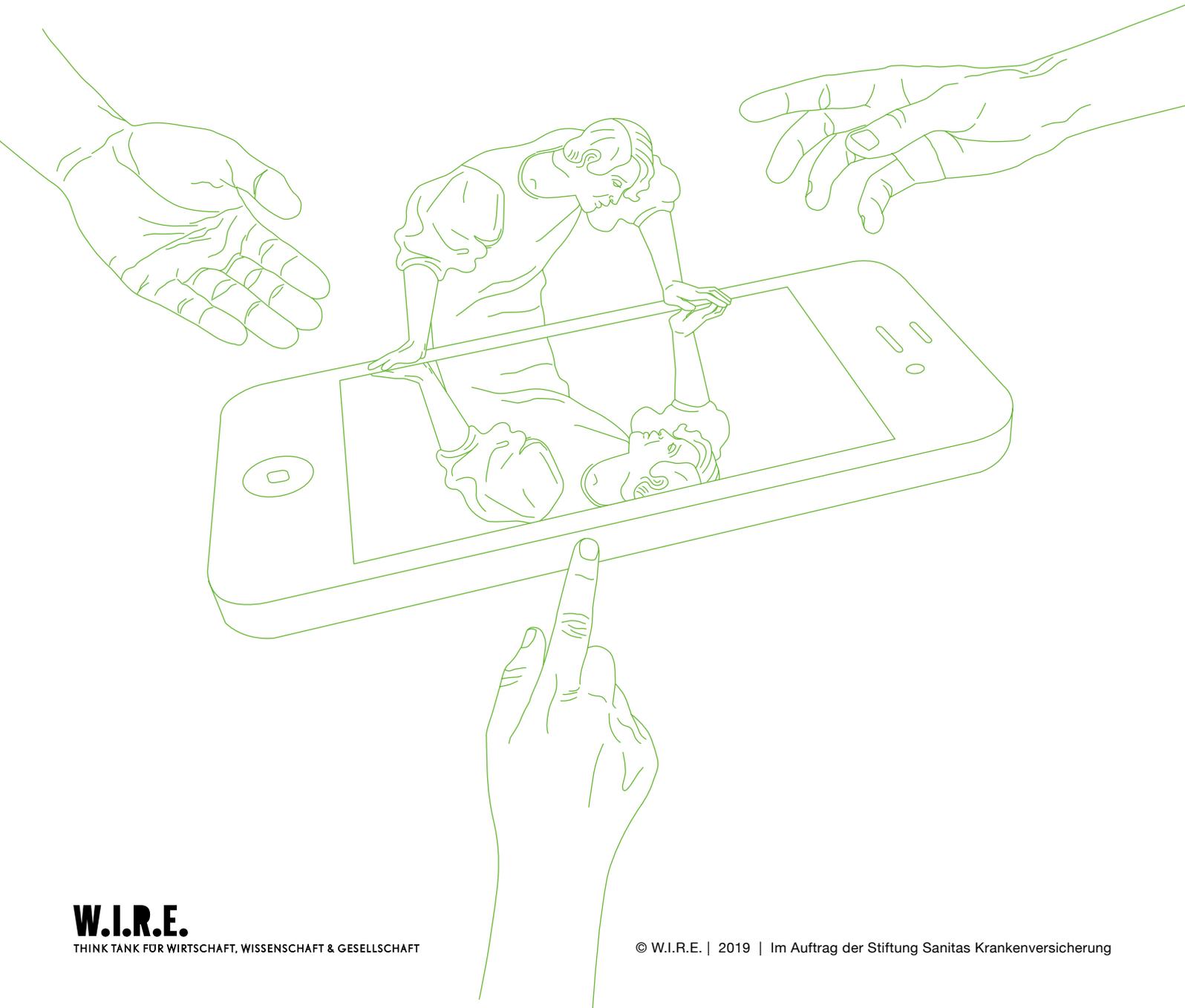


Vom Ich zum Wir in einer digitalen Welt – eine Geschichte der Solidarität?

Text von Prof. Dr. Petra Grimm



Die Story der Digitalisierung

Der Mensch ist ein erzählendes, also narratives, Wesen oder wie es Alasdair MacIntyre beschreibt: „Der Mensch ist (...) im Wesentlichen ein Geschichten erzählendes Tier.“¹ So verwundert es auch nicht, dass der abstrakte Begriff der „Digitalisierung“ zumeist als Narrativ erzählt wird. Genau genommen handelt es sich um zwei gegensätzliche Narrative: Ich nenne sie das ökonomische Hermes-Narrativ oder das pessimistische Pandora-Narrativ. Hermes als Gott der Händler, Kaufleute und Kommunikation erzählt uns die Geschichte der Digitalisierung als eine, die um des Fortschritts willen nötig ist. Wenn wir sie nicht umsetzen, dann werden wir im Wettbewerb mit anderen Ländern abgehängt. Die Digitalisierung soll Innovation, Effizienz und Effektivität versprechen, vor allem für eine Maximierung des Profits. Aber welchen Sinn die digitale Technologie hat und inwieweit sie unser Leben besser macht, ist eigentlich unklar. Das Pandora-Narrativ erzählt uns dagegen die Digitalisierung als Bedrohung. Die Büchse der Pandora enthält in dieser Geschichte eine Vielzahl an Risiken. Es ist von Überforderung die Rede, z.B. durch die zunehmende Komplexität im Handeln wie im Begreifen der Welt. Auch die Angst vor Künstlicher Intelligenz oder noch mehr Abhängigkeit von digitaler Technik wird artikuliert. Oftmals schwingt in diesem Narrativ die Resignation des Einzelnen oder gar Abwehr des Digitalen mit.

Was wir aber benötigen, ist eine neue alternative Erzählung, die den Sinn der Digitalisierung als einen am Wohl der Gemeinschaft ausgerichteten Prozess definiert und ihn damit auch gestaltbar macht: das Prometheus-Narrativ, das den Fortschritt im Sinne einer werteorientierten Technologie und auf der Grundlage digitaler Grundrechte versteht. Der Kern des Mythos, auf den es hier ankommt, ist die Solidarität des Prometheus mit den Menschen gegen die Götter, um der Menschheit das Feuer zu bringen, womit die Zivilisation, Technik und deren Vergesellschaftung in Gang gesetzt wurde. So erwarb die Menschheit von Prometheus nicht nur das Feuer, sondern auch die Kenntnis von Zahlen und Schrift. Zahlen, und damit das Zeichensystem der Digitalisierung, sind also schon in der antiken Deutung des Prometheus-Mythos ein Geschenk an die aus Sicht Prometheus' zu bemitleidenden Menschen.

Das Digitale und Ich

Geschichten über die Digitalisierung spielen auch in unserem alltäglichen Leben eine Rolle. Aus Sicht einer narrativen Ethik dienen sie dazu, Zugänge für ethische Fragen und Konflikte zu schaffen, unterschiedliche Perspektiven zu reflektieren und Handlungsspielräume zu eröffnen. Für eine Digitale Ethik, die eine angewandte bzw. praktische Ethik ist, eignen sich dementsprechend Narrationen besonders gut, um ethische Fragen der Praxis zu behandeln. So möchte ich Ihnen folgende Geschichte erzählen:

Als ich vor einiger Zeit einen Kollegen, der ein Fitness-Armband trug, darauf ansprach, welche Erfahrung er damit gemacht habe, zeigte er mir gleich begeistert seine Fitness-App, auf der man genau sehen könne, wie viele Schritte er heute schon getätigt habe. Aber nicht nur, welche Leistung er erbracht hatte, konnte man darauf sehen, sondern auch, wie er im Vergleich zu seiner Community abschnitt. Sich mit den anderen zu vergleichen, sporne ihn an, verärgere ihn aber auch, wenn er schlechtere Ergebnisse als die anderen habe, obwohl er ja

1: MacIntyre, Alasdair (1995): Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart. Frankfurt/New York: Suhrkamp, S. 288.

subjektiv gesehen, schon viel an diesem Tag gelaufen sei. Insbesondere schien es ihm ein Dorn im Auge zu sein, dass das Armband nicht seine Aktivität mitzählen würde, wenn er mit dem Fahrrad unterwegs sei. Deshalb habe er eine List angewendet und würde jetzt immer das Armband beim Radeln am Oberschenkel befestigen.

Diese kleine Geschichte zeigt recht gut, dass man sich einerseits dem Diktat der Selbstvermessungstools nicht gänzlich unterwerfen muss, dass man sich andererseits aber auch dem Impuls des ständigen Vergleichens nicht entziehen kann, wenn man solche Wearables nutzt. Ob wir Menschen geborene Komparatisten sind, also das Vergleichen mit anderen dem menschlichen Wesen entspricht, oder ob es anerzogen und kulturell bedingt ist, ist umstritten. Sich mit anderen zu vergleichen, ist an sich nicht schlecht. Sich mit anderen abzugleichen, kann einen motivieren, sich mit seinem eigenen Handeln, seiner Werthaltung und schlichtweg mit seiner eigenen Identität auseinanderzusetzen. Es kann aber auch als Distinktionswerkzeug dienen, also die eigene Unterlegenheit markieren, weil der Andere scheinbar erfolgreicher, leistungsfähiger oder besser ist. Das Vergleichen mit anderen hat sich im Zeitalter der Digitalisierung vor allem durch die sog. sozialen Medien als soziale Praktik manifestiert.

Auf den Einzelnen wirkt sich dies aber nicht immer zum Guten aus. So zeigen empirische Studien, dass das Vergleichen in sozialen Medien im Grunde eine Anleitung zum Unglücklich-Sein ist. Unter anderem konnte eine britische Studie (2017) nachweisen, dass die Nutzung der sozialen Medien, insbesondere bei der Nutzung von Instagram, sich auf die Psyche der jungen Nutzer negativ auswirkt.² Demnach zeigten die Nutzer ein vermindertes Selbstbild, eine negative Körperwahrnehmung und depressive Verstimmungen. Verursacht sei dies durch das Schönfärben der Darstellungen und des Gefühls, dass man selber etwas verpasse oder ein schlechteres Leben führe.

Der Trend zur Selbstvermessung, der auf die sog. Quantified-Self-Bewegung, die 2007 in den USA von den Journalisten Gary Wolf und Kevin Kelly gegründet wurde, zurückgeht, ist nur ein Phänomen unter vielen, das sich im Zuge der fortschreitenden Individualisierung der Post-Moderne zeigt. Die eigene Leistung messbar zum Ausdruck zu bringen und sich damit in einer auf Effizienz und Effektivität gepolten Gesellschaft als besonders leistungsstark und flexibel zu erweisen, sind Erwartungen, mit denen jeder Mensch konfrontiert wird. Die Digitalisierung ist hierbei aber nicht der Verursacher, sondern verstärkt die in unserer Gesellschaft bestehenden Anforderungen und stellt die entsprechenden digitalen Selbsttechnologien, also z.B. Selbstvermessungs-Tools, jedem Einzelnen zur Verfügung. Wenn diese zur alltäglichen Routine werden, verfestigen sie wiederum eine auf Selbstoptimierung ausgerichtete Lebensphilosophie, die sich der Einzelne anscheinend selbstbestimmt aneignet. Verbunden damit ist der Fokus auf das eigene Ich: Wie kann ich mich optimieren? Wie kann ich mich gut, also z.B. instagrammable, darstellen? Wie soll ich mich ernähren? Welcher Typ bin ich? Gehe ich achtsam mit mir um? All das sind Fragen, die das Narrativ „Jeder ist seines Glückes Schmied“ aufwirft. Wer sich diesem Narrativ verschreibt, lässt allerdings außer Acht, dass die Berechenbar- und Steuerbarkeit der eigenen Biografie letztendlich nicht möglich ist. Auch ein sich gesund ernährend, fitter Menschen kann auf das Solidarprinzip einer Gemeinschaft nicht verzichten, wenn ihn eine unerwartete oder vielleicht sogar durch aktiven Sport hervorgerufene Krankheit (z.B. Knieverletzung) ereilt. Aber ist Solidarität im Zeitalter der Digitalisierung noch ein relevanter moralischer Wert? Und wenn ja, welchen Zweck und welches Ziel sollte Solidarität haben?

2: Vgl. RSPH (2017): #StatusOfMind. Social media and young people's mental health and wellbeing. Internet: <https://www.rsph.org.uk/uploads/assets/uploaded/62be270a-a55f-4719-ad668c2ec7a74c2a.pdf>.

Das Digitale und Wir

„Solidarität“ ist „ein *genuin* moderner Begriff, da er sich auf soziale bzw. moralische Beziehungen zwischen prinzipiell *gleichen* Individuen bezieht“.³ Seine Verbreitung in Politik und Gesellschaft erfolgte im 19. Jahrhundert ausgehend von Frankreich und meint seiner Wortherkunft nach (also etymologisch abgeleitet von fr. „solidarité“) „Zusammengehörigkeitsgefühl, Verbundenheit, gegenseitige Hilfsbereitschaft“.⁴ Man kann mit jemandem solidarisch sein, weil man gemeinsame Ziele und Interessen verfolgt oder ein Solidaritätsgefühl hat. Ebenso kann man auch normativ an die Solidarität einer Person oder Personengruppe appellieren und diese einfordern. Schließlich kann Solidarität auch als Maxime bzw. ethisches Prinzip, auf das sich eine Gemeinschaft oder Gesellschaft verbindlich einigt, gelten; dann spricht man von einem Solidarprinzip. Der Grundgedanke eines solchen Solidarprinzips im Gesundheitssystem ist es, eine Benachteiligung von Schwachen zu verhindern und gleichzeitig damit allen eine gewisse Sicherheit im Falle einer etwaigen zukünftigen Krankheit zu garantieren. Dem entgegengesetzt wäre ein Prinzip, dass sich allein auf das Narrativ „Jeder ist seines Glückes Schmied“ stützt. Selbstvermessung und Selbstoptimierung als normative Vorgabe für alle würde dem Einzelnen nicht nur seine Freiheit und Selbstbestimmung nehmen, sondern ihm automatisch auch eine individuelle Schuld zuweisen, sofern er nicht bestrebt war, sich zu optimieren. Digitale Selbsttechnologien können in diesem Fall das Solidarprinzip aushebeln.

Wie immer kommt es aber auf den Zweck und die Funktion einer Technologie an. So können Selbstvermessungs-Tools auch zur Selbstermächtigung und Risikominimierung dienen. Patienten, die z.B. regelmäßig Medikamente einnehmen müssen, können sich durch entsprechende Geräte, die sie an die Einnahme erinnern, unterstützen lassen. Auch die individuelle Kontrolle und Medikation, die z.B. bei Diabetes notwendig ist, kann durch digitalisierte Messungen von Blutzuckerwerten, Kohlehydratzufuhr, Sportbetätigung etc. erleichtert werden. Darüber hinaus können kollaborative Selbstvermessungen, bei denen z.B. chronisch Kranke ihre Erfahrungen mit Medikamenten auf einer Plattform teilen, zur Selbstermächtigung der Patienten führen, indem sie die Wirkungsversprechen der Pharmaunternehmen infrage stellen oder problematische Nebenwirkungen ersichtlich machen.

Solidarisch mit anderen zu sein, setzt voraus, dass man sich nicht nur um sich selbst sorgt, sondern auch um andere. Im digitalen Leben mit anderen, die unsere Hilfe brauchen, solidarisch zu sein, bedeutet, das ethisch-prometheische Potenzial der Digitalisierung sichtbar zu machen und damit ein neues Narrativ zu erzählen. Darunter verstehe ich die Idee, dass sich jeder von uns wieder mehr für die Situation, Perspektive und die Bedürfnisse anderer Menschen interessiert und diese auch wahrnimmt – womit das Narrativ „vom Ich zum Wir“ gemeint ist. Das kann im Alltag, z.B. in der U-Bahn, sein, wo jeder auf sein Handy starrt und sein Gegenüber kaum wahrnimmt; das kann aber auch in politischen Fragen sein, wenn es z.B. um das Auseinanderdriften von gesellschaftlichen Eliten und breiten Bevölkerungsschichten geht.

Angesicht unserer postmodernen Zeit, in der jeder etwas Besonderes sein und konsumieren will, nach seiner Façon leben und glücklich werden will, scheint Solidarität nur noch in

3: Bayertz, Kurt/ Boshammer, Susanne (2008): Solidarität. In: Handbuch der Politischen Philosophie und Sozialphilosophie, hrsg. v. Stefan Goespath, Wilfried Hinsch, Beate Röessler. Bd.2. Berlin: Walter de Gruyter, S. 1197-1201.

4: Solidarität, Wolfgang Pfeifer et al.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993), digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. Online: <https://www.dwds.de/wb/Solidarit%C3%A4t#wb-1>, abgerufen am 10.12.2018.

schwachen Ausprägungen möglich zu sein. Gleichwohl, oder gerade deswegen (?), lassen sich auf unterschiedlichen Ebenen auch starke Solidaritätsbewegungen erkennen. Diese sind entweder aufgrund der digitalen Medien überhaupt erst möglich oder werden mittels digitaler Medien organisiert, beispielsweise die weltweite #MeToo-Bewegung oder die *gilets jaune* (Gelbwesten)-Bewegung in Frankreich, die sich vor allem über Facebook organisiert. Gemeinsam ist diesen sehr verschiedenen Bewegungen, dass sich Menschen, die lokal zerstreut und zuvor unverbunden, sehr schnell miteinander solidarisieren konnten, was so in der Vorzeit der Digitalisierung kaum möglich war. Gleichwohl ist Solidarität kein Wert, der für sich steht. Solidarisch können auch rechtsextreme Gruppen sein, deren Werte nicht mit einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung übereinstimmen. Solidarität braucht also eine Wertgebundenheit und ihr Ziel ein ethisches Fundament.



Prof. Dr. Petra Grimm studierte Neuere Deutschen Literatur, Kommunikationswissenschaft und Theaterwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität in München (1989 Magister Artium (M.A.)). Von 1991-1998 war sie Dozentin an der Universität Kiel, Institut für Neuere Literatur und Medien sowie am Institut für Pädagogik. 1994 schloss sie ihre Promotion an der Ludwig-Maximilians-Universität in München zum Thema „Filmnarratologie“ ab. Von 1994–1998 war sie Dezernentin für Programmaufsicht und Medienforschung bei der Unabhängigen Landesanstalt für Rundfunk und neue Medien (ULR), Kiel.

Seit 1998 ist sie Professorin für Medienforschung und Kommunikationswissenschaft an der Hochschule der Medien, Stuttgart, seit 2000 Ethikbeauftragte

(Medienethik) der Hochschule der Medien. Seit 2014 ist sie Leiterin des Instituts für Digitale Ethik (IDE). Ihre Forschungsschwerpunkte sind „Digitalisierung der Gesellschaft“, „Ethics and Privacy by Design“, „Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen“ sowie „Medien und Gewalt“.

Aktuell forscht sie zu „Ethics by Design in autonomen Fahrzeugen“ (BMBF-Projekt KoFFi), „Präventiver Digitaler Sicherheitskommunikation und Zivilcourage“ (BMBF-Projekt PRÄDISIKO), Sicherheitsethik (BMBF-Projekt „SmartIdentifikation“) und „Learning Analytics“.